



Seimat und Serne

Beilage zum Ultenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 48 Mittwoch, 28. November 1928

Männer- und Frauensprachen

Die Doppelsprachigkeit bei wilden und zivilisierten Völkern.

Von Hans Ernst Gehreke.

Eine eigentümliche ethnographische Erscheinung ist die Tatsache, daß bei manchen Völkern Männer und Frauen verschiedene Sprachen sprechen. Eine für alle Fälle zutreffende Erklärung konnte man bisher noch nicht finden. Am verbreitetsten war bislang die Ansicht, daß in betriebligen Fällen die Frauen die Sprache eines überwindenden, vielleicht ausgerotteten Stammes, aus dem sie geraubt wurden, beibehalten haben, doch sind zahlreiche Fälle bekannt, für welche diese Begründung nicht paßt.

Wie bei uns die Kinder häufig ihre „Geheimsprache“ haben, so gibt es Frauen Sprachen, die einfach auf Spielererei zurückzuführen sind. Sie finden sich unter malaisischen Stämmen nicht selten, wie z. B. die „bajabala“ (verheiratete Sprache) der eingeborenen Frauen in Brunei auf Sumatra. Anderer Art ist dagegen der Bilinguismus der brasilianischen Karafjaka-Indianer, in deren Sprache es allerdings nicht so viel abweichende Wörter gibt. Meistens handelt es sich nur um einen kleinen Klangunterschied. Es scheint, als ob sich in der Sprache der Frauen die älteren, volleren Formen erhalten hätten. Doch ist auch der umgekehrte Fall bekannt. Bei den Dakotas, Ponkas und Yanas, drei nordamerikanischen Indianerstämmen, gehören die volleren Wortformen der Männer Sprache, die schwächeren hingegen der Frauensprache an.

Schon Cicero hat die Feststellung gemacht, daß die Frauen in ihrer Sprechweise konservativer sind als die Männer und archaische Formen besser in Ehren halten. Dies gilt unter anderem auch für gewisse Gegenden Australiens, wo im Bezirk Njara die Frauen vielfach in ihrer Aussprache sonst nicht mehr gebräuchliche Formen anwenden. Sagen beispielsweise die Männer für „du siehst, er sieht, wir sehen“, „vidosi, vidoti, vidomi“, so heißt es in der Frauensprache mit deutlichem Unterschied: „vidosi, vidoti, vidomi“.

Nicht immer sind es allerdings die Frauen, die sich der älteren Formen bedienen, wie schon das Beispiel der drei genannten Indianerstämme zeigt. Auch Japan kennt zahlreiche Fälle der Doppelsprachigkeit der beiden Geschlechter und hier finden sich die alten Formen in der Männer Sprache.

Hierher gehört auch die gezielte Aussprache, die sich im Französischen um das Jahr 1700 findet (z. B. „madame“ statt „madam“), und Ähnliches kommt auch im Alt-Englischen vor. In beiden Fällen ist es hauptsächlich das schönere Geschlecht, das die Sprache nach seinem eigenen Geschmack ummodelliert. Diese Erscheinungen rein phonetischer Art sind der beste Beweis dafür, daß sich auch heute aus psychologischen Gründen Klang- und damit Sprachveränderungen zwischen den beiden Geschlechtern entwickeln können.

Doch erklärt dies alles nicht den Bilinguismus der Karaiten und vieler anderer Völker, wo der Unterschied der Männer- und der Frauensprache nicht in bildlichen phonetischen, sondern im Gebrauch gänzlich verschiedener Worte überhaupt liegt. Grammatik und Syntax sind in beiden Sprachen völlig gleich. Der Unterschied liegt nur darin, daß eine Reihe Wörter ausschließlich von Männern, eine andere lediglich von Frauen gebraucht wird. Diese Trennung kann nur auf ein sogenanntes „Tabu“ zurückgeführt werden. Den Frauen

wie den noch nicht als volljährig anerkannten Knaben ist die Anwendung der Kriegssprache der Männer verboten. Daneben kommt es vor, daß in den Fällen der Exogamie, also bei Heiraten außerhalb des Stammverbandes, die Frauen ausschließlich ihre eigene Sprache beibehalten, während die Männer doppelsprachig werden. Sofern die Angaben de Azaras über die Spanier in Paraguay auf Tatsachen beruhen, würde man hier einen schlagenden Beweis für den letzteren Fall haben. Danach sprachen die eingeborenen Weiber der spanischen Eroberer ausschließlich ihre heimische Guaranani-Sprache, während die Spanier neben ihrer Muttersprache auch die Sprache ihrer Frauen annahmen. Es ist auch durchaus verständlich, daß die von der Sphäre der Männer vollkommen ausgeschlossenen Frauen ihre Sprache beibehielten, während die Männer sich im öffentlichen Leben der spanischen Muttersprache bedienten, im Kreise der Familie aber das Guaranani ihrer Frauen sprachen. In Gemeinschaften, in denen beide Geschlechter streng getrennt leben, ist ein solcher Fall durchaus wahrscheinlich, besonders, wenn magisch-religiöse oder ähnliche Motive das Beibehalten beider Sprachen begünstigen.

Ein anderes Beispiel liefert der Kaukasus. In Asien sprechen die Männer Türkisch, die Frauen dagegen ausschließlich Grusinisch. Auch bei den zweisprachigen Armeniern bedienen sich die Männer mit Vorliebe des Türkischen. Andere Fälle liegen sich aus Livland und Albanien anführen.

Eine ganz eigenartige Erscheinung findet sich im Rutka, einer Indianersprache, in der man die Worte auf verschiedene Weise — durch Anhängung von Suffixen und Einfügung und Veränderung einzelner Konsonanten — verändert, je nachdem man zu körperlich verunsicherten oder mit Gebrechen behafteten Personen spricht. Auch bei der Anrede von in psychischer Hinsicht nicht ganz Normalen (Geistigen, Geistlingen u. s. w.) wird die Sprache durch Hinzufügung bestimmter Klangformen geändert, wie man sich auch Kindern gegenüber besonderer, sonst nicht gebräuchlicher Worte bedient. Die eigentümliche Gewohnheit ist mit höchster Wahrscheinlichkeit auf eine Art Furcht des Sprechenden, selbst mit dem Gebrechen des anderen behaftet zu werden, zurückzuführen. Man tut so, als ob man selbst ein Gebrechen habe, in der natürlichen Vorstellung, dann davon verschont zu bleiben.

Überall, wo wir die Frauensprache als Tabu-Erscheinung auftreten sehen, ist sie als Ausfluß der Furcht der Männer zu erklären, die besorgt sind, die Fehler und Schwächen der Frauen könnten auf sie übergehen. Diese Furcht tritt besonders dann in Erscheinung, wenn die Frauen früher einem unterworfenen Stamme angehörten.

Ein antikes Heiligtum

Von Gabriele Hartenstein.

Auf einem Hügel über dem alten Hafen von Marseille liegt ein Gebäude mit stumpfen, jadisigen Türmen, in seiner Bauart an eine mittelalterliche Festung gemahnend. Die von Regen, Sturm und Sonne verwitterten Mauern tragen keine Verzierung von Mäulerei oder Stukatur, aber auch kein Tor ist an dem strengen, abweisenden Bau sichtbar. Die dunklen, ragenden Mauern werfen ihre Schatten weithin, Kälte weht aus dem Gestein, und der Fremde hastet hier vorüber wie an Festungsmauern. In der Bogenwende, die den Blick über das Meer frei gibt, sieht man unvermittelt vor

dem Einlaß, und wenn die Stunde der Besper schlägt, strömt Weihrauchdunst aus dem Spalt der Pforte, ein heimatliches Ave Maria tönt aus dem Dunkel, von frommen Händen auf der Orgel begleitet.

Das graue Gebäude ist keine Festung und kein Gefängnis, vielmehr eine geheiligte Stätte der Christenheit, die uralte Abbatte Saint Victor.

Zwei Jahrtausende fast liegt die Gründung dieses antiken Heiligtums zurück, aus dem Bischöfe, Märtyrer, ja selbst ein Papst hervorgingen.

Nach Christi Auferstehung — so erzählen die Chroniken — flüchtete Lazarus, der Freund des Gekreuzigten, zusammen mit Magdalena und einer Anzahl Jünger aus Palästina; auf einer Fährbarke irrten sie Monate lang auf dem Meere umher und landeten schließlich an der Küste von Marjigla, dem heutigen Marseille. Während sich die übrigen Jünger in die angrenzenden Länder verstreuten, blieben Lazarus und Magdalena an der Meeresküste zurück und verbreiteten hier die neue Lehre. Im Diana-Tempel verrichteten sie ihre ersten Andachten, und Lazarus erhob dort seine Stimme zu dem verarmten fremden Volke. Die glutholte, übergehende Rede des Ehrwürdigen wirkte so stark auf die Seelen, daß der Statthalter von Marjigla die Christenlehre anerkannte. Bald aber unterlag der römische Konsul die Zusammenkünfte.

Von da ab suchten die Gläubigen Zuflucht in den unzugänglichen Teilen der Stadt; der mächtige Felsenkomplex über dem Hafen wurde ihnen Kirche und Grabesstatt; eine natürliche Grotte, die sie hier fanden, war bald erweitert; unterirdische Gänge entstanden in den Gestein. Die Gläubigen errichteten in den düsteren Felsenverstecken ihre Altäre und hielten da die Steine für die Sarkophage ihrer Toten zusammen. Unter den Wölbungen und in den Nischen, die vom Kerzenrauch vieler Jahrhunderte geschwärzt sind, liegen die mächtigen Särge, manche von ihnen bis heute nicht geöffnet, erhaben in ihrer Armut und Einfachheit.

Die umfangreichen, zum Teil verfallenen Katakomben zergliedern sich in drei Teile. Der älteste ist die Grotte der heiligen Magdalena mit ihren Felsengräbern, und der Kapelle. Hier lagen die Reliquien des Lazarus bis zu ihrer Überführung nach Autun, später die Leichname des heiligen Victor und anderer Märtyrer. An den dunklen Felsenwänden findet sich das geheimnisvolle Zeichen der Christen, meistens in der Mitte der menschlichen Kreuze, die in das Felsengestein gemeißelt sind. Da steht in einer entlegenen Nische auch der Altartisch, wo die ersten Messen gelebt wurden. Eine roh gearbeitete Säule, geschmückt mit Stierentast und Palme, erhob sich hier zum Schutze hinter einer steinernen Bank, die einst der Beichtstuhl des Lazarus war. Ein schwarzes Holzgitter darüber deutet auf einen geheimen Ausgang; unberührte Hände haben die Öffnung vermauert. Dieses eng, düstere Cubiculum, der älteste Versammlungsort der Christen, war von Anfang an Gegenstand großer Verehrung. In der Kapelle der heiligen Magdalena fanden sich in Nacht und Verborgtheit die Gläubigen ein, um von ihren Brüdern Abschied zu nehmen und auf den Gräbern der Heiligen Stärkung zu holen, ehe sie ihrer Weltreise entgegen gingen. Wie viele Seeligen mögen sich hier den Seelen entrungen haben! Welche Drangsal in Gebeten und heiligen Gesängen drang einst durch die Tiefe der Wölbungen und Gänge!

Als Konstantin den Christen ihre Freiheit gab, verließen sie die düsteren Schlupfwinkel. Zahlreiche Gänge sind heute verschüttet. Im

an der Tradition seiner Väter hängender Schiene war vor der Schranke dieses Gerichts gefordert worden, um seine Aussagen durch einen Eid zu erhärten. Der Schlichter erklärte sich dazu bereit unter der Bedingung, daß ihm gestattet ward, den Eid nach chinesischem Ritus zu leisten. Nun, der Vorsitzende des Gerichtshofes war Genlemon genug, dem Chinesen diese Forderung nicht abzuschlagen. Letzterer erbat sich zunächst eine brennende Kerze. Sie wurde ihm gebracht. Dann forderte er einen dünnen Porzellanteller, mit dem der hohe Gerichtshof leider nicht auszurufen konnte. Ein findiger Beisitzer verfiel darauf auf den Ausweg, sich besagten Teller von der Gerichtsförtnersfrau gegen Gebühr und gute Worte leihweise auszubitten. Gestalt — gelang! Stolzgeschwellt schleppte die brave Frau, die sehr wohl die ihr widerfahrende Ehre zu schätzen wußte, das schöne Stück ihrer Porzellanammlung vor die Schranken und entfernte sich geschmeichelt. Am konnte die Zeremonie beginnen. Der Chineser nahm die brennende Kerze in beide Hände, blies sie aus und stellte sie feierlich zu Boden. Dann griff er zum Porzellanteller, ließ ihn spielerisch einige Male durch seine dünnen Finger gleiten und dann? Ja, dann zerstückte er dieses Gedicht von einem Teller, indem er ihn sich zu Boden fallen ließ und dabei auf englisch die Worte murmelte: „Möge meine Seele so zerbrechen, wie ich jetzt diesen Teller zerbrechen, falls ich mein Eid nicht halte.“ Alles war harr-nach Entrüstung. Die Frau des Gerichtsförtners hatte an einer der Saaltüren gelauscht und das Scherbenklirren vernommen. Laut weinend stürzte sie herein und verlangte sofortigen Schadenersatz. Mit verschrankten Armen stand der Chineser im Saal und lächelte. Für ihn gab es keine Brüche, die vom Orient zum Ozean führten.

Birmanische „Hotels“

Die Gasthäuser aus Bambusroste und Palmblättern.

Von Hannu Aich.

In ganz Birma, einem Lande, das um ein Drittel größer als Deutschland, gibt es nur zwei Orte, die Hotels besitzen. In Rangoon, der Haupt- und Hafenstadt mit fast einer halben Million Einwohnern, findet der Europäer nur vier Hotels, in denen er einigermaßen nach seinen Gewohnheiten leben kann. In dem ungefähr vierundzwanzig Stunden von Rangoon entfernten Höhenort Kalaw gibt es ein weiteres Hotel. Das ist alles, und man kann sich einen Begriff davon machen, was dies bedeutet wenn man sich vorstellt, daß es bei uns etwa in Hamburg vier Hotels und ein weiteres im Salzammergut gäbe, sonst keine mehr. Selbst Mandalay, die Hauptstadt Oberbirmas mit 150 000 Einwohnern, besitzt kein Hotel.

Die einzigen Unterkunftsstätten, die der Reisende vorfindet, sind die aus alter Zeit her bestehenden, von der jetzigen Regierung übernommenen oder neu errichteten „Dakungalows“. „Dak“ heißt so viel wie „Post“, und ein „Dungalow“ ist ein Landhaus oder eine Hütte in Indien. Die „Dakungalows“ wurden in alter Zeit errichtet, um den Postkutschern auf weiten Märschen eine Raststätte und — besonders in Dschungelgegenden — einen Schutz gegen Tiger und sonstiges wildes Getier zu bieten. In den größeren Orten sind sie in den letzten Jahren verbessert oder neu aufgebaut worden, aber auf dem Lande bestehen sie oft nur aus einigen Bambusstangen und Palmblättermatten. Sind die Räume nicht von Regierungsbeamten besetzt, dann kann jeder Tourist oder Reisende in diesen Dakungalows Unterkunft finden. In nur ganz wenigen dieser Häuser oder Hütten lebt ein birmanischer Aufseher, von dem man versorgt werden kann. In den meisten gibt es nicht einmal ein Bettgestell. Der Reisende muß alles, was er braucht, selbst mitbringen und die Dienerschaft dazu. Auch für die „feenhaften“ Beleuchtung muß er unter Zuhilfenahme von mitgebrachten Stalatern selbst sorgen.

Das Wohnen in Dakungalows ist noch die komfortablere Art der Unterkunft. Kommt man aber in die ausgedehnten Sumpfböden Unterbirmas, die man nur auf Ausreißbooten bereisen kann, dann findet man höchstens bei den Buddhisten-Priestern Aufnahme. Überall ganz Birma sind zahllose Klöster verstreut, bei denen die Priester sogenannte Janats (Spirid) unterhalten, die als Raststätten für Pilger gedacht sind. In den Sumpfböden sind es hauptsächlich Pfahlhäuser, die und Klöster und Janats im Wasser auf Pfählen erbaut. Diese Raststätten überragen die Dakungalows womöglich noch an Einfachheit. Es ist sich daran leicht erkennen, daß es

heute noch sehr schwierig ist, Reisen durch Birma zu unternehmen, selbst nach lebhaften Plätzen, die an der Bahnlinie liegen. Außerdem ist das Reisen nicht ungefährlich, denn Schlangen im Dschungel sogar Tiger, lauern überall, und die Zeitungen in Rangoon haben fast täglich von Überfällen zu berichten. Auch die Malaria-Gefahr hängt wie ein Damoklesschwert über jedem Reisenden.

In den Dakungalows, die ein „care-taker“ verwaltet, hat man für die mehr als primitive Unterkunft einen nicht geringen Preis zu zahlen, denn drei bis vier Mark für die Nacht ist gewiß nicht billig.

Dann bekommt man einen kahlen Raum im besten Falle mit einem „Bierbein“, dessen Rahmen mit Gurten überspannt, manchmal auch nur mit Holzbretern benagelt ist. Auf dieses Gestell breitet man sein mitgebrachtes Bettzeug oder Decken und Kissen aus, ohne da man weder in Birma noch Indien eine Reise machen kann. Im besten ist es, sein eigenes Feldbett und auch ein Moskitonez stets mit sich zu führen.

In den größeren Dakungalows befindet sich neben jedem „Zimmer“ ein „Badezimmer“, d. h. ein Raum mit einer gemauerten, abgeteilten Cade, die einen Abfluß nach außen hat. In diese Cade kann man sich stellen, wenn man sich mit Wasser abgießt. Seltener findet man, wenn es sich um einen „homfortablen“ Platz handelt, auch eine kleine Zinkbadewanne vor. Das Badezimmer enthält auch das von einem „Sweeper“ bediente „B. C.“

Wer keinen eigenen Diener mitbringt, muß viele Handgriffe tun, denn bei dem Reiten weisen der Jnder, die auch in Birma das Hauspersonal stellen, kann es vorkommen, daß der „Pamallas“, der Wasserträger, wohl das saubere Wasser bringen darf, daß es aber unter der Würde seiner Kaste ist, schmutziges Wasser auszugießen. Und da diese Betätigung auch den Sweeper, obgleich er aus der niedrigsten Kaste stammt, nichts angeht, bleibt das schmutzige Wasser stehen, bis man es selbst wegschüttet.

Wer viel in Birma herum reist, muß selbst wirtschaften und mindestens zwei bis drei Diener mitführen, einen Koch, einen Bogen für die persönliche Bedienung und einen Jungen, der sich mit dem Packen und dem Transport der Wirtschaft beschäftigt.

Birma ist jedoch ein so reizvolles, interessantes Land, daß jeder, der es wirklich kennen lernen will, sich mit allen diesen Schwierigkeiten abfindet.

Der Kampf um den goldenen Skalp

Der Kammerdiener des Siouxhäuptlings. — Die Vollblutindianerin als Sekretärin. — Nicht verheiratet und doch auf Scheidung verklagt!

Von Hans Felix Kochell.

Wenn jemand in den Vereinigten Staaten von den Indianern viel Leid erfahren hat, so ist dies Joseph P. Potter, einer der reichsten Leute im Staate Kansas. Schon in früher Jugend erlebte er ein unangenehmes Abenteuer mit den Rothhäuten. Ein Viehtransport in Nebraska, bei dem er sich befand, wurde von Sioux überfallen, die seine Begleiter nieder-machten, ihn selbst aber vor ihren Häuptling, den berühmten Sitting Bull, schleppeten. Potter sah schon seinen Skalp in größter Gefahr, doch hatte er Glück. Der Häuptling fand Gefallen an dem zwölfjährigen Jungen und behielt ihn. Drei Jahre lang spielte Potter den Kammerdiener des roten Mannes, dann sandte dieser ihn nach Omaha in die Freiheit zurück.

Man sollte glauben, daß Potter nach dieser Erfahrung von den Indianern genug gehabt hätte. Dem war aber nicht so. Allerdings vergingen mehrere Jahrzehnte, in deren Verlauf der frühere Kammerdiener Sitting Bulls es zu einem der größten Grundbesitzer in Kansas und zum vielfachen Millionär brachte. Dann aber ließ er sich wieder mit einer Rothhaut ein, die jetzt bemüht ist, dem „Weißgesicht“, wenn auch nicht die Kopfhaut, so doch seinen finanziellen Skalp, seine Millionen, zu nehmen. Und diese sind Mr. Potter fast so viel wert wie sein natürlicher Kopfschmuck.

Sein Feind ist diesmal nicht ein alter, krummebeiniger, kupferfarbener Krieger, sondern eine „Squaw“, eine Vollblutindianerin vom Stamme der Tcherokessen, die den unglücklichen Potter auf zehn Millionen Dollar verklagt hat.

Es war vor dreizehn Jahren, als der reiche Grundbesitzer für seine Ranch in Kansas eine Sekretärin und Buchhalterin suchte. Trotz seines Reichtums konnte er sich nur schwer vom sehr mit Indianern einläng!

Geld trennen, und so wählte er auf Grund der einlaufenden Bewerbungsscheine ein Fräulein Leona Mac Ners, vor allem deswegen, weil diese die niedrigsten Gehaltsansprüche stellte. Daß Leona eine Vollblutindianerin war, hörte Potter nicht, zumal sie eine höhere Schule für Indianer mit Erfolg besucht hatte.

Leona, einem bildschönen, ansehnlich etwas schüchternen Mädchen, anfangs der Zwanziger, fiel die Arbeit leicht; so blieb ihr Zeit genug, auf der ausgedehnten Ranch herum zu reiten. Ihr Brotherr, ungeachtet seiner 66 Jahre noch sehr rüstig, war ihr ständiger Begleiter und nahm bald ein mehr als väterliches Interesse an der hübschen Indianerin. Das vertrauliche Verhältnis der beiden wurde noch allgemein bekannt, und Leona hieß nur noch „old Joes Squaw“.

So vergingen fünf Jahre, als sich plötzlich eine graufige Tragödie ereignete. Mr. Potter hatte, wie jedermann außer Leona wußte, eine Frau, die in Wichita mit zwei Enkelkindern lebte; diese hörte von dem Verhältnis ihres Mannes mit seiner Sekretärin und nahm sich die Sache so zu Herzen, daß die unglückliche Frau eines Tages Karbolsäure mit Holzessig mischte und ihre beiden Enkel und sich selbst damit vergiftete. Die Tat erregte ungeheures Aufsehen weit über die Grenzen des Staates hinaus. Die Bemerkungen, die man über „Joes Squaw“ machte, waren natürlich nicht die schmeichelhaftesten. Die Indianerin indessen zog aus der Schmach die von ihrem Standpunkt aus einzig richtige Folgerung und verlangte, daß Potter, einem ihr längst gegebenen Versprechen gemäß, sie heiraten solle.

Dieser machte indessen nicht die geringsten Anstalten. Indianer sind bekanntlich geübt und können warten, und so vergingen weitere sieben Jahre, ehe Fräulein Leona neue Schritte unternahm. Als ihr endlich aber doch der Geduldssaden riß und sie energisch wurde, setzte Old Joe sie kurzgerhand an die Luft. Leona ging, nicht ohne sich einen recht ansehnlichen Scherz ausstellen zu lassen, der es ihr ermöglichte, sich in dem benachbarten Beaumont ein Hotel zu kaufen. Daneben führte sie im Einverständnis mit Potter dessen Bücher weiter, und alles schien in bester Ordnung.

Da erhielt der Millionär eines Tages ein Briefchen von seiner Sekretärin mit den poetischen Worten: „Auch in der Ferne bist du für mich noch ganz der Alte!“ Potter war nahezu 76, fühlte sich aber noch jung genug, hierin eine Viehserklärung der Indianerin zu sehen. Eines Abends machte er sich, mit einigen Hund Süßigkeiten versehen, zu einem Schäferschändchen, wie er glaubte, zu ihr auf den Weg. Doch er hatte sich schwer getäuscht. Die Tcherokessin war durchaus nicht romantisch aufgeleitet, sie setzte vielmehr dem Verliebten mit dünnen Worten auseinander, daß sie nur habe sagen wollen, er sei noch genau so kindertig wie früher, da er einige Rechnungen nicht, wie sie ermartete, für sie bezahlt hatte.

Die Enttäuschung war grausam. Potter bekam einen Tobsuchtsanfall und schlug in seiner Wut alles kurz und klein, mit dem Erfolge, daß Leona den Spieß umdrehte und ihren allzu stürmischen Verehrer nun ihrerseits an die Luft setzte. Sie erklärte, sie betrachte sein Benehmen als „grausame und unwürdige Behandlung“ und würde daher gegen ihn die — Scheidungslage einreichen.

Potter fiel aus allen Wolken. Scheidung — wo er gar nicht einmal verheiratet war! Er hielt seiner früheren Sekretärin vor, daß sie ihm jahrelang Vorwürfe gemacht habe, weil er sie nicht heiratete, da könne sie sich doch jetzt nicht von ihm scheiden lassen. Doch diese fühlte sich der Lage gewachsen. Sie erklärte dem Verblüfften, daß zwar eine kirchliche Trauung, wie sie gewünscht hätte, nicht stattgefunden habe, daß sie sich aber seit dem Selbstmorde der ersten Frau Potter stets als seine Frau betrachtet habe.

Ohne sich auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen, kehrte der unverheiratete Chemann nach der heimatischen Ranch zurück, wo binnen kurzem in der Tat die Scheidungsklage einlief. Gleichzeitig wurde ein Anspruch auf die Hälfte des Potterischen Vermögens, mindestens aber zehn Millionen Dollar, geltend gemacht. In Amerika, sagte sich Potter, ist alles möglich. Warum also nicht auch die Scheidung von einer Frau, die gar nicht seine Frau war, die aber fatalerweise das mehrfach gegebene Eheversprechen als juristische Forderung in Händen hielt. Er sicherte sich also die Dienste des tüchtigsten Advokaten im Staate, um dem Ausgang des Rechtsstreits einigermaßen mit Ruhe entgegenzusehen zu können. Allerdings, ob er verliert oder gewinnt, Saare wird er lassen müssen. Doch das kommt davon, wenn man sich zu sehr mit Indianern einläng!

Zu heutigen Persien — verschieben islamitische Moralisten — ist es keinen Deut besser. Die Regierung trägt sich dort ernstlich mit der Absicht, die männliche Bevölkerung des Landes nach europäisch-amerikanischem Muster umzugleichen, und verlangt, daß selbst alte Terrassen sich in Gentlemen verwandeln. Beim Parte des Propheten! — man stelle sich dieselben würdigen Wesen in Oxfordorden, Strohhut und Gamscheln vor, um den Widersinn dieser walfasernen Zivilisation zu erkennen. Kein Wunder, daß es vor einiger Zeit in Rußland eine Revolte kam, in deren Verlauf erbtet um Rock und Weste oder Kasan und Burese gekämpft wurde, bis die Abkühlung unter dem militärischen Gürtel einer ebenbürtigen wie untrüglichen Sieg erfocht.

in Bahnwärter in der Nähe von Tokio durch Fahrlässigkeit ein Unglück verursachte, das zwei Menschen das Leben kostete. Um einen Kraftwagen mit zwei Insassen zu verlassen, schloß er die Schranke zu spät, so daß der Zug das Fahrzeug erfaßte und zerstückte. Verschiedene Umstände ließen Handlungsspielräume in sehr mildem Maße zu, doch nur dem eigenen Gewissen der Fahrer der Pein zu schuldigen. Der Verzicht auf Kraftwagenführern, der anæsthetisch des

der vorstellte, deccantete, und so
hört konnte sich sogar eines kaiser-
lichen rühmen. Als sich nämlich
dofz längere Zeit in Ertur auf-
hielt eines Tages bei einem Witt
Stadt von einem Katschern, der
gebraut hatte, ein Trunk angeboten
der Kaiser sein Glas geleert hatte
Straße entlang und rief nach den
juristischen Bierseuer: „Woll in! A
edles gutes Ertarier Bier zu haben
fried von Buxtedel“

Im Namengeben ist man einst er
und phantasiebegabter als heutzutage.
Und ebenso wie man früher den H
der niederten Kummern Bezeichn
„Zum stolzen Knecht“, „Zur bu
„Eule“, „Zum-krummen Ring“ gal
man auch dem Bier mit seinem
Stück Eigenart zu versehen.

Die Eideszeremonien des Orientalen sind weit feierlicher, umständlicher und — kostspieliger als die des Abendländers. Das mußte kürzlich auch ein Londoner Gerichtshof zu seinem Leidwesen feststellen. Ein wichtiges